

Ein Hotel prägt die Geschichte des Dorfes Amsteg

Fotografie | Aufnahme mit dem als «Zwerg von Amsteg» bekannten Gebhard Kieliger

Eine Fotografie aus dem Jahr 1885 zeigt Amsteg vor dem Bau des Kraftwerks – noch mit dem Hotel Weisses Kreuz. Eine seltene Aufnahme – mit einem speziellen Amsteger.

Ruedi Gisler-Pfrunder

Amsteg machte im vergangenen Jahrhundert eine rasante Entwicklung durch. Das Dorfbild veränderte sich etwa durch den Kraftwerksbau massiv. Der Durchgangsverkehr hat das kleine Dorf am Eingang zum Maderanertal aber schon immer geprägt. Früh entwickelte sich Amsteg zu einem wichtigen Etappenort entlang der Gotthardroute. Das Wohnhaus zur Sust – eine Sust wird in Silenen bereits 1354 erwähnt – und die vielen Wirtschaftshäuser zeugen von dieser Epoche. Eines davon war das nach schwerem Wasserschaden im Winter 2001/02 geschlossene und 2003 zurückgebaute Hotel Weisses Kreuz.

Ein Vermittler in schwerer Zeit

Erster nachgewiesener Besitzer dieses Gasthauses war Sebastian Peregrin Furrer im 18. Jahrhundert, gefolgt von Johann Anton Püntener (1715–1789) und dessen Sohn Gedeon (1755–1841), Postmeister in Amsteg, der das Hotel während der schwierigen Franzosenzeit zur Jahrhundertwende führte – und dabei auch als Vermittler eingriff. Das beschreibt der Arzt, Politiker und Naturforscher Karl Franz Lusser in seiner «Geschichte des Kantons Uri». Sein Bericht über die Ereignisse von 1799 in Amsteg: «Während dieser tumultuarischen Bewegung in Amstäg lagerten sich die Franzosen, welche langsam und vorsichtig das Thal hinaufgerückt waren, bei dem Dörfchen Silenen, von Amstäg nur durch den Felsendamm, Flühli genannt geschieden. Von hier aus sandte Soult noch einen Paralamantar nach Amstäg hinein, die Bauern nochmals zur Niederlegung der Waffen aufzufordern; aber diese waren so aufgeregt, das Gedeon Püntiner nur mit grosser Mühe und Gefahr seines eigenen Lebens diesem französischen Offizier das Leben retten konnte, indem er ihn in sein Zimmer einschloss, bis der Kriegsrath entschieden hatte. Endlich zogen die Bauern, Amstäg zu schonen und sich zu verstärken, weiter hinauf gegen Wasen. Schon war es Abend geworden da sandte Püntiner durch den Offizier ein Schreiben an General Soult mit der Bitte um Schonung und dass weder geraubt, noch gemordet, noch gebrannt werde, in welchem Falle dann auch keine Gegenwehr stattfinden solle. Soult ging dies ein; allein wie erstaunte er, als er den vermittelnde Gedeon und einige Gebrechliche antraf, die



Die Aufnahme von Amsteg aus dem Jahr 1885 von B. W. Kilburn.

FOTO: SAMMLUNG RUEDI GISLER-PFRUNDER

nicht fliehen konnten. Dennoch hielt Soult das dem braven Manne, bei welchem er nun einkehrte, gegebene Wort.» Altstaatsarchivar Eduard Wyman (1870–1956) weiss über das Gasthaus zu berichten: «Amsteg diente besonders im 19. Jahrhundert als Station für Fütterung und Pferdewechsel auf der Gotthardroute, welcher Umstand einer Vermehrung und Verbesserung der dortigen Wirtschaftsräume rief. Zu nennen ist das Weisse Kreuz, ehemals im Besitz des Kirchenvogt Gedeon Püntener, der sich in den Stürmen des Jahres 1799 durch Geistesgegenwart und Biedersinn auszeichnete und durch Unterhandlung mit General Soult seinen Geburtsort vor Brand und Plünderung rettete.»

Ständerat als Hotelier

Seine Blütezeit erlebte das «Weisse Kreuz» wohl unter der Leitung der Gebrüder Albin (1819–1871) und Franz (1822–1901) Indergand. Im Verbund mit dem «Hotel zum Schweizerischen Alpenclub» im Maderanertal entwickelte sich das «Kreuz» zu einem prosperierenden Kleinunternehmen. Zu Beginn der 1920er-Jahre übernahm Ständerat Josef Indergand (1895–1953) das Hotel und führte dieses während 30 Jahren bis zu seinem

Tod 1953. Letzter Hotelier im Hotel Weisses Kreuz war Hans Murer-Thalmair. Bereits 1804 war das «Weisse Kreuz» in einem von Orell Füssli herausgegebenen Reiseführer von J. G. Ebel («Zweyter Theil von der Anleitung, die Schweiz zu bereisen») in «Amstäg» neben dem «Engel» als Wirtshaus aufgelistet. Weitere Einträ-



Gebhard Kieliger. Originalfotografie für die «Schweizerfamilie» von T. Krupski, Altdorf.

ge finden sich im «Baedecker» von 1852 («Amstäg (1/4 St.) (Hirsch, Kreuz gut, Stern, Löwe), 3 1/2 St. Von Flüelen») und in «Meyers Reisebücher Schweiz» aus dem Jahre 1881 («Amsteg (536 m); Post gut; Kreuz; Hirsch, sehr einfach, billig»). Diese aus alten Reiseführern zitierten Beschreibungen der Hotels zeigen, dass Amsteg schon sehr früh ein beliebter Etappenort auf dem Weg in den Süden war und dass sich die Bewertung der Häuser in den einschlägigen Reisebüchern durchaus unterscheiden konnten.

Wirtshaus nicht erhalten

Die Aufnahme aus dem Jahre 1885 zeigt das Hotel «Weisses Kreuz» als kubischen, viergeschossigen Bau. Auffällig ist das kunstvolle, schmiedeiserne Wirtshauschild, das weit in die Strasse hinausreichte, um den Reisenden auf Speise, Trank und Unterkunft hinzuweisen. Es ist leider der Nachwelt nicht erhalten geblieben. Unmittelbar hinter dem Gasthaus ist die zum Hotel gehörende Garage zu erkennen, welche bei einem Brand 1934 zerstört wurde. Zu sehen weiter auch das um 1836 erbaute Pfarrhaus. Die im Fachwerkbau erstellte Remise gegenüber dem Gasthaus gehörte zum Hotel Stern & Post und war ein typisches

Relikt aus der Postkutschenzeit, die nach der Eröffnung der Gotthardbahn 1882 bereits dem sicheren Ende entgegen ging. Hinter der Remise befindet sich das Hotel Engel – schon 1804 von Ebel erwähnt – das später einem Parkplatz weichen musste und um 1969 zurückgebaut wurde. Ganz hinten in der Bildmitte ist die von Johann und Franziska Tresch 1873 eröffnete erste Bäckerei von Amsteg zu erkennen.

Ein berühmter Amsteger

Die auf dem Foto abgelichteten Personen sind leider kaum mehr identifizierbar. Mit einer Ausnahme: Bei der kleinwüchsigen Person in der Bildmitte rechts dürfte es sich um grösster Wahrscheinlichkeit um Gebhard Kieliger (1848–1922), genannt «Gäpperli», handeln. Er war als «Zwerg von Amsteg» zu Lebzeiten ein bekanntes Dorforiginal. Er trat nicht nur in Amsteg, sondern im ganzen Kanton in Wirtschaften in Erscheinung. Mit ihm wurde leider auch viel Schabernack getrieben. So stellte man ihn zum Beispiel auf die Wirtschaftstische, wo er dann zur Unterhaltung der Gäste beitrug und das Lied «I bi der Zwärg vo Uri so chly, cha immer scheen luschtig und freelich sy» anstimmte. Ihm wird auch nachgesagt, dass er Gäste und Touristen in Hotels und Restaurants ansprach und fragte: «Megen-dr-alles?» Vermutlich hätte er gerne die restlichen Speisen für sich gehabt. Karl Gisler (1863–1940), Arzt und Geschichtsforscher, beschreibt in seinem Büchlein «Geschichtliches, Sagen und Legenden aus Uri» im Jahr 1911 Gebhard Kieliger wie folgt: «Eine interessante Familie ist jene des verstorbenen Dorfvogts Albin Kieliger-Epp in Amsteg. Kieliger und seine Frau waren unter Mittelgrösse, immerhin normal entwickelt und besaßen fünf Kinder. Zwei Töchter hatten normale Grösse, eine Tochter und zwei Söhne aber gehörten dem Geschlechte der Zwerge an. Eduard Kieliger, geboren 1846 gestorben 1883, war 1,3 Meter hoch und ein witziger Mensch. Gerhard, 1848 geboren, 1,3 Meter gross und 20 Kilogramm schwer, lebt noch und weiss recht unterhaltend zu erzählen. Geistig schwächer war die Schwester Lisette, die 1850 geboren, bei einem Gewichte von 22 Kilogramm 1 Meter gross gewesen und 1901 gestorben ist. Trotz verschiedener Anfragen hat sich keines der Geschwister zu Schaulstellungen hergegeben.» Gebhard Kieliger starb 1922 im Alter von 74 Jahren.

Benutzte Literatur:

Brunner, Thomas: Oberes Reusstal und Ursern; Kunstdenkmäler des Kantons Uri, 2008. Gisler, Karl: Geschichtliches, Sagen und Legenden aus Uri, 1911. Püntener, August: Die Püntener, Chronik eines Urner Geschlechtes, 1990. Zimmermann, Thomas Kurt: Hotel zum Schweizerischen Alpenclub, 2013. Für die wertvollen Hinweise dankt der Autor Josef Dittli-Berther, Amsteg.

(Fortsetzung von Seite 9)

Oft lud man anderntags Nachbarn und Freunde zu einem «Wurschtmääl» ein. Dazu hatten sie einen robusten Magen mitzubringen. Als erstes wurde eine Fleischsuppe aufgetischt. Darin war der Schweinskopf, der ganze oder auch nur der halbe, gesotten worden. Dann ging es an die Blutwürste. Als nächstes gab es Leberwürste. Und dann kam «Schwyynigs» auf den Tisch. Dazu gehörten «ds Hirni», die Ohren, «ds Schnerrli», «ds Schwänzli» und «d' Tschäggl» des geschlachteten Tieres. Nach dem «Metzgätäbräusi» jassten und politisierten die Männer. Witze wurden erzählt, Lieder gesungen, es wurde viel gelacht. Erst gegen Morgen ging die muntere Gesellschaft zu Bett, allerdings nicht ohne noch einen Verteiler zu genehmigen. Eine ähnliche «Chilbi» gab es damals nur nach dem «Appäfaara» (Viehtrieb) zu Lichtmess.

Ein befristetes Schlaraffenleben

In den Folgetagen wurde «ds Griän», die Innereien, Herz, Milz, Kutteln, Lungen, Nieren und Leber und «d'

Schwartä» unter Beigabe von gehackten Zwiebeln und Knoblauch, Gewürzen wie Salz und Pfeffer, Salpeter und Zucker und einem Schuss Rotwein zu den traditionellen «Chittelwirscht» verarbeitet. Die kleinen Fleischabschnitte, die zu nichts anderem mehr zu gebrauchen waren, wurden zusammen mit Speck zu den beliebten «Hüüwirscht» verarbeitet. Das rohe Fleisch, das am Schlachttag im speziellen Bad zum Lagern in Bottiche gelegt worden war, wurde nach zwei bis drei Wochen weiterverarbeitet. Dann zog die Mutter eine Nadel mit einer Schnur durch die zum Räuchern bestimmten Fleischstücke, liess sie kurz abtropfen. Der Vater trug sie in den oberen Stock und hängte sie an eine Kette im Kamin, immer in genügendem Abstand, dass sie sich nicht berührten. Bei dieser Arbeit musste er darauf achten, dass sich keine Mücken oder sonstige Tiere zum Fleisch eingeschlichen hatten. Das Einsalzen, nach Familienrezept mit Salz, Knoblauch und Pfeffer und weiteren aromatischen Gewürzen, und Trocknen des Fleisches im Rauch war damals die einzige Konservierungsart,

die man im Talboden kannte. Im Kamin, aufgehängt an der Kette, konnte sich das Rauchfleisch zu voller Würze entfalten und die Gedanken der Kinder immer aufs Neue anregen. War das ein Freudentag, wenn der Vater später auf den Boden stieg, das erste Rauchfleisch von der Kette nahm und es zum Verzehr freigab! Das Kauen und Beissen wollte gar kein Ende nehmen. «Nach der «Metzgätä» gab es für uns eine Zeit lang ein Schlaraffenleben, und zwar mit Teilen, die man heute wegwirft», erinnert sich Hans Aschwanden. «Der Schweinskopf wurde gekocht, Schweinsfüsse wurden gebrüht und auch gekocht, so auch die Kutteln, die nicht fürs Wursten gebraucht wurden. Das Hirn, die Milke und Nieren wurden in Butter gebraten. Wie sagte doch damals der Volksmund: «Von einer Sau kann man wirklich alles verwerten». Sie wurde praktisch von Kopf bis Schwanz aufgegessen. Die Milz bekamen die Vögel und mit der Blase bastelten wir Buben einen Luftballon. Sogar der Name der Sau war zum Austausch gegenseitiger «Zärtlichkeiten» sehr beliebt!»

Schlittler tragen nur selten Helm

Wintersport | Auf der Skipiste eine «Erfolgsgeschichte»

Auf dem Schlitten hat sich der Helm noch nicht durchgesetzt – im Gegensatz zur Piste: Neun von zehn Skifahrern und Snowboarderinnen haben im vergangenen Winter einen Helm getragen. Die Beratungsstelle für Unfallverhütung (bfu) spricht von einer «Erfolgsgeschichte».

Die Helmtragquote belief sich auf 89 Prozent – «so viel wie noch nie», wie die bfu am Dienstag, 9. Dezember, mitteilte. In der Saison davor trugen jedoch auch schon 87 Prozent aller Ski- und Snowboardfahrer einen Helm. Im Vergleich: In der Saison 2002/03 waren es erst 16 Prozent.

Röstigraben beim Helmtragen

Doch auch beim Helmtragen zeigt sich in der Schweiz ein Röstigraben: Während in der Deutschschweiz 93 Prozent der Skifahrerinnen und Snowboarder eine «Schüssel» auf dem Kopf tragen, sind es in der Westschweiz 78 Prozent.

Bremshilfen werden kaum benutzt

Auf dem Schlittelweg sind Helme jedoch weit seltener anzutreffen: Nur gerade 52 Prozent der Schlittler und Rodler tragen einen Helm. Meistens sind es Kinder zwischen sieben und 12 Jahren. Die bfu bedauert, dass gerade mal 1 Prozent der befragten Personen beim Schlitteln Bremshilfen an den Schuhen (etwa Spikes) nutzt. Gemäss der bfu-Auswertung der Verletzentransporte ereignen sich acht von zehn Unfällen auf der Piste. Die meisten der jährlich rund 65 000 Verletzungen ziehen sich Skifahrer und Snowboarderinnen vor allem bei Stürzen zu. Zusammenstösse sind dagegen eher selten.

«Auffällig hingegen ist der hohe Anteil von Verletzungen nach Sprüngen in Snowparks. Besonders schwer wiegen auch hier Verletzungen am Kopf», warnt die Beratungsstelle für Unfallverhütung. (sda)